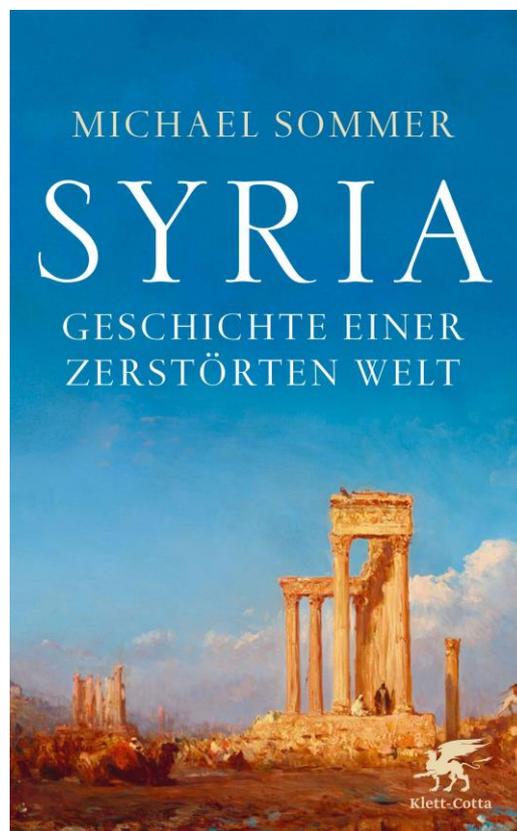


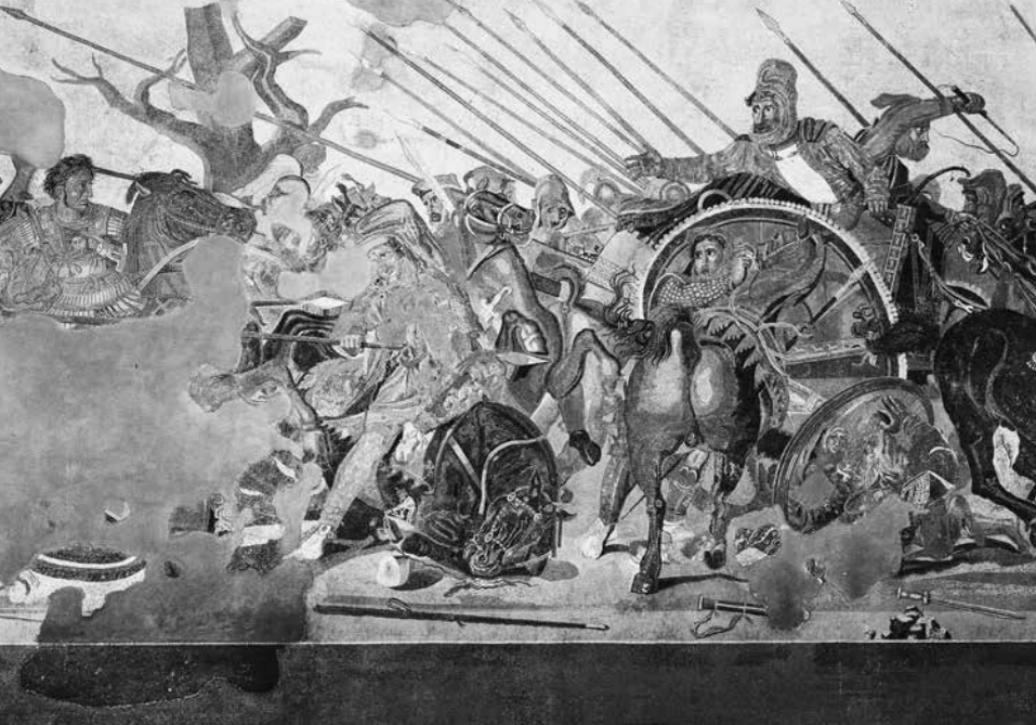
Leseprobe

**Michael Sommer**  
***Syria. Geschichte einer zerstörten Welt***

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2016  
ISBN 978-3-608-94977-3

S. 63-77





## ISSOS DER HELD, DER AUS DEM WESTEN KAM

Das antike Issos ist keiner der Orte, an dem sich gewöhnlich weltbewegende Geschichte zuträgt. Die Stadt breitete sich seit alter Zeit an den Ufern des Flüsschens Pinaros aus, das in der Nähe in einen sackartig ins südanatolische Bergland eingeschnittenen Golf mündet. Diesen Meerbusen hatten die Griechen nach Issos benannt, heute trägt er den Namen der türkischen Kleinstadt İskenderun. Der Historiker und Philosoph Xenophon informiert uns immerhin, dass Issos um 400 v. Chr. eine prosperie-

rende Handelsstadt war. Sonst schweigen die Quellen über die Stadt.<sup>1</sup>

### Tor nach Osten

Und doch: Issos ist das Tor nach Syrien. Es ist dieser Umstand, der den Ort zum Schauplatz eines wichtigen Kapitels der Weltgeschichte machte. Issos liegt mitten in der schmalen Küstenebene zwischen dem Bergmassiv des Amanos und dem Meer. Der am wenigsten beschwerliche Weg von Kleinasien nach Syrien – und umgekehrt – führt durch diese Ebene; und etliche Heere haben seit der Antike versucht, bei Issos in eine der beiden Richtungen durchzustoßen. Umgekehrt bot sich hier für Verteidiger die Gelegenheit, die gegnerische Offensive zum Stehen zu bringen. Das versuchte 193 n. Chr. der römische Usurpator Pescennius Niger im Bürgerkrieg gegen seinen Rivalen Septimius Severus – ohne Erfolg: Severus' Legionen gelang der Durchbruch nach Syrien, Nigers Sache war verloren.

Gut 500 Jahre vor Severus triumphierte bei Issos ein noch weit Größerer: Der Makedone Alexander, seit

◀ *Ob das 1831 in der Casa del Fauno in Pompeji gefundene Mosaik wirklich die Schlacht von Issos zeigt – oder nicht vielmehr Alexanders Sieg bei Gaugamela 331 v. Chr. –, ist in der Forschung umstritten. Dargestellt ist der kritische Moment der Schlacht, in dem Alexander (links ohne Helm) und der persische Großkönig Dareios (in der rechten Bildmitte auf seinem Prunkwagen) sich Auge in Auge gegenüberstehen. Während Alexander auf seinem Pferd Bukephalos nach vorne stürmt, wendet sich Dareios mit vor Schreck geweiteten Augen zur Flucht.*

336 v. Chr. als Nachfolger seines Vaters Philipp Herrscher über das kleine Königreich am Rand der griechischen Welt. »Drei – drei – drei, bei Issos Keilerei«, diesen Merkspruch lernen selbst heute noch einige Kinder in der Schule. Der Spätherbst 333 v. Chr. mit Alexanders Sieg über den Perseerkönig Dareios III. markiert eine der wichtigsten historischen Zäsuren der Antike und für West- und Zentralasien einen politischen Gezeitenwechsel, den praktisch jeder Mensch zwischen Bosphoros und Indus direkt oder indirekt zu spüren bekam. Nichts mehr war nach der Schlacht von Issos so, wie es Jahrhunderte gewesen war.<sup>2</sup>

Nicht umsonst lässt die Altertumswissenschaft mit Alexander dem Großen ein neues Zeitalter beginnen: den »Hellenismus«. Die Epochenbezeichnung stammt von dem deutschen Historiker Johann Gustav Droysen (1808–1884), der in jungen Jahren eine Alexander-Biographie verfasst und, um das Neue, in gewissem Sinn »Globale« der neuen Zeit auf einen Nenner zu bringen, auf den griechischen Begriff *hellenismós* zurückgegriffen hatte. *Hellenismós* war in der Antike die Sammelbezeichnung für Griechisch sprechende Juden gewesen, für Droysen stand Hellenismus für die große, durch Alexander bewirkte Synthese aus Orient und Okzident, die in der langen Dauer die Grundlage für die Ausbreitung des Christentums geschaffen habe. Obwohl diese Prämisse heute niemand mehr teilt, hat sich der Epochenbegriff Hellenismus doch in der Forschung seinen festen Platz erobert. Insofern stieß Alexanders Sieg bei Issos tatsächlich die Tür zu einer neuen Welt auf.<sup>3</sup>

Zunächst allerdings war die Schlacht kein welterschütterndes Ereignis, sondern eine taktische Herausforderung für die Feldherren. Die befanden sich in der bizarren

Situation eines Treffens mit verkehrten Fronten. Die beiden Heere waren nämlich, ohne Notiz voneinander zu nehmen, aneinander vorbeigezogen: Alexander mit seinen Griechen und Makedonen entlang der Küste Richtung Süden, Dareios mit seinen Persern, den Amanus überschreitend, gen Norden. Die Perser waren also in der komfortablen Lage, Alexanders Heer von seinen Nachschublinien abschneiden zu können. Bis zum 5. November hatten sich die beiden Armeen zum Kampf aufgestellt: die mindestens zweifach überlegenen Perser am Nordufer des Pinaros, mit ihrer starken Kavallerie auf dem rechten, dem Meer zugewandten Flügel; Alexanders Makedonische Phalanx ihnen gegenüber im Süden; die Elite des makedonischen Heeres war im Osten, an den Ausläufern des Amanus massiert. Von dieser Position aus gelang es Alexander, die gegnerische Front zu durchbrechen und zu einem Umfassungsangriff gegen das Zentrum des persischen Heeres anzusetzen. Da hatte Dareios das Treffen bereits verloren gegeben und die Flucht ergriffen.<sup>4</sup>

Alexander hatte eine Schlacht gewonnen, noch nicht den Krieg. Dazu musste er erst noch die Levante und Ägypten erobern, dann Dareios in einer zweiten großen Schlacht, bei Gaugamela 331 v. Chr., niederringen und schließlich den geschlagenen Perserkönig quer durch das iranische Hochland verfolgen, bis nach Hekatompylos, der Stadt der hundert Pforten. Dort fand Dareios den Tod durch Mörderhand, Alexander war Herr über das Perserreich – oder besser: über das, was noch davon übrig war. Denn nicht der Schöpfer eines großen Imperiums war der Makedone vor allem, sondern ein Zerstörer. Kein Reich im eigentlichen Sinn beherrschte Alexander, sondern ein Bündel von Satrapien,<sup>5</sup> deren Statthalter er teils von Dareios

übernommen, teils selbst eingesetzt hatte – deren Loyalität aber fast immer davon abhing, wie nahe oder weit weg der König war.

Dass dieses »Reich« auf Dauer nicht zusammenzuhalten, dass seine Integrationskraft schwach und die Herrschaftsintensität relativ gering war, offenbarte sich, als Alexander, ein Opfer seines rauschhaften Lebens, am 10. Juni 323 v. Chr. in Babylon starb. »Dem Stärksten«, soll Alexander geantwortet haben, als man ihn, auf dem Totenbett liegend, fragte, wem aus der militärischen Führungsriege die Nachfolge gebühre. Und: »Große Kampfspiele werden um meine Leiche ausgetragen«. <sup>6</sup> Fürwahr: Ein knappes halbes Jahrhundert lang bekriegten sich die Männer aus Alexanders nächster Umgebung, die Diadochen, in dem Bemühen, möglichst viel aus der Erbmasse an sich zu bringen. Drei große und mehrere mittelgroße Reiche schälten sich aus den Diadochenkriegen heraus, während die Kontrolle des Ostens – bis nach Indien war Alexander gezogen – den makedonischen Herrschern rasch wieder entglitt.

## Neuland

Als geringfügig verkleinerte Version des ehemaligen Perseerreichs war das Reich, das Seleukos, ehemals Befehlshaber von Alexanders Leibgarde, 312 v. Chr. in Babylon ausrief, das bei weitem größte und ressourcenreichste der neuen Imperien. Seine Kerngebiete lagen in Syrien und Mesopotamien, und besonders hier machten sich die Seleukiden zügig daran, die Intensität ihrer Herrschaft zu erhöhen. Probates Mittel dazu war der massenhafte Nachzug makedonischer und griechischer Siedler, deren Hun-

ger nach Land ebenso groß war wie ihre Dankbarkeit den seleukidischen Königen gegenüber. Bereits Alexander hatte Dutzende Städte gegründet, die samt und sonders seinen Namen trugen und so klangvolle Beinamen wie *Prophthasia* (»die Vorausschauende«) oder *Eschate* (»die Äußerste«, gelegen an den Ausläufern des Pamir-Gebirges). Zunächst siedelten dort Alexanders Veteranen. Richtig mit Leben füllten sich diese und unzählige weitere, von Seleukos und seinen Nachfolgern gegründete Städte allerdings erst, als die Seleukiden begannen, gezielt Siedler aus Griechenland und Makedonien anzuwerben, um ihr Reich mit loyalen Untertanen und ihr Heer mit Rekruten zu füllen.

Wer sich so in Syrien oder Mesopotamien niederließ, brachte seinen eigenen kulturellen und gesellschaftlichen Erfahrungshorizont mit. Die Polis, die autonome und autokephale griechische Stadtgemeinde, war selbstverständlich das politisch-soziale Modell, nach dem sich die Neuankömmlinge organisierten. Sie bauten Tempel für ihre Götter, trieben Sport im Gymnasion<sup>7</sup> und Handel auf der Agora,<sup>8</sup> gingen ins Theater und rivalisierten beständig um politische Ämter. Sie engagierten sich, sofern sie es sich leisten konnten, für die Polisgemeinschaft: als Euergeten.<sup>9</sup>

Wer als Grieche oder Makedone nach Asien kam, folgte dem Lockruf schnellen Geldes. Die Siedler aus dem Westen kamen nicht in jungfräuliches Land. Es war bewohnt, und es hatte zuvor Menschen gehört. Die seleukidischen Könige, die Alexander beerbt hatten, betrachteten sich als Eigentümer allen Landes, das Makedonen »mit dem Speer« erworben hatten. Es stand ihnen frei, so sahen sie es, dieses Land nach eigenem Gutdünken anderen zur

Verfügung zu stellen. Es war dieses Angebot, das die landhungrigen Massen aus dem Ägäisgebiet magisch anzog und den großen Treck gen Osten in Bewegung setzte. Dort angekommen, erwarteten sie vergleichsweise paradiesische Zustände: Jeder Neankömmling gehörte automatisch einer exklusiven Elite an, die es sich leisten konnte, andere für sich arbeiten zu lassen. Wer unter den Persern für eine fremde Oberschicht die Felder bestellt hatte, tat es jetzt für die nicht minder fremden gräko-makedonischen Herrenmenschen. Als *perioikoi* (»Umwohnende«) oder *proskoroi* (»nicht Ebenbürtige«) hatten sie am politisch-gesellschaftlichen Leben der Polis nicht den geringsten Anteil.<sup>10</sup>

Der Masterplan für das gigantische Lebensraumprogramm lag längst fertig in der Schublade, als Alexander auf seinen Perserfeldzug aufbrach. Der Athener Redner Isokrates hatte bereits um 380 v. Chr. in einer *Panegyrikos* betitelten Rede seine hellenischen Landsleute zum Raub- und Eroberungskrieg gegen das Perserreich aufgerufen. Der persische Großkönig beherrsche sein Riesenreich dank einer Armee, die größer sei als jedes Heer, das eines der unterworfenen Völker aufbieten könne, nicht kraft der Zuneigung seiner Untertanen. Gelänge es den Griechen, eine noch stärkere Streitmacht aufzubieten, dann könne man »ganz Asien unter Vermeidung jeglichen Risikos ausplündern«.<sup>11</sup> Die vielleicht aus Anlass einer Olympiade gehaltene Rede war also bereits die Blaupause für Alexanders Unterwerfungskrieg und die nachfolgende Kolonisation, nur dass Isokrates Athen, nicht Makedonien die Führungsrolle zugeordnet hatte.

Freilich: Alexander und die seleukidischen Könige handelten nicht aus Fürsorge für die unter Landnot leidenden Griechen und auch nicht aus missionarischem Eifer

heraus. Sie beabsichtigten nicht, griechische Sprache und Lebensart in Vorderasien heimisch zu machen. Schon gar nicht hatten sie eine wie auch immer geartete griechisch-persische Zivilisations- und Kulturgemeinschaft im Sinn, keine Synthese aus Abend- und Morgenland, wie man es Alexander unterstellt hat, der noch kurz vor seinem Tod, im Frühjahr 324 v. Chr., anordnete, dass die Makedonen seiner Entourage Damen aus der persischen Führungsschicht zu ehelichen hatten. Was als »Massenhochzeit von Susa« in die Geschichte einging, war keine kulturpolitische Maßnahme, sondern eine strategische Weichenstellung. Wollte Alexander aus zusammeneroberten Provinzen wirklich ein »Reich« formen, dann brauchte er eine Elite, die in beiden Welten verwurzelt war.<sup>12</sup>

Das Experiment ging gründlich schief: Sämtliche frisch vermählten Makedonen ließen sich, kaum war Alexanders Leichnam in Babylon erkaltet, von ihren persischen Frauen scheiden. Einzige Ausnahme war ausgerechnet jener Seleukos, der die Herrschaft über das ehemals persische Vorderasien antrat. Dennoch erreichte – und bezweckte – auch er keine Synthese aus den verschiedenen Kulturen, die sein Reich beherbergte. Die frappante *Mélange* des Seleukidenreichs lässt sich ohnehin nicht auf die einfache Formel Orient vs. Okzident bringen. Erstens waren Ost und West schon vor Alexander keine Gegensätze, sondern durch vielfältige Beziehungen miteinander verflochten. Seit um 1000 v. Chr. Phönizier das noch weit am Rand liegende Hellas als Absatzmarkt für ihre Erzeugnisse entdeckt hatten, verband eine lange Geschichte periodischer Konflikte, vor allem aber des gegenseitigen Austauschs von Menschen, Gütern und Ideen Griechenland mit der Levante. Gastfreundschaften und Geschäftspartnerschaften

ten verbanden Menschen dies- und jenseits des Meeres. Händler aus der Levante hatten sich in Korinth und Athen niedergelassen; umgekehrt verdingten sich Griechen immer wieder gerne als Söldner in Vorderasien und Ägypten. Als um 500 v. Chr. die Perser die Westküste Kleinasiens und damit eine von Griechen bewohnte Region eroberten, standen sich Ost und West längst nicht mehr als Fremde gegenüber, auch wenn griechische Autoren wie Herodot diesen Eindruck zu vermitteln suchten. Orient und Okzident taugen nicht als Gegensätze, sondern allenfalls als Teile einer schon lange vor Alexander verblüffend engmaschig vernetzten »Welt«.

Zweitens war das persische Vorderasien keineswegs so monolithisch gewesen, wie es sich aus griechischer Perspektive darstellte. Das Perserreich war keine Zwingherrschaft über Sklaven, die auf Gedeih und Verderb dem despotischen Willen eines Großkönigs untertan waren. Die Perser selbst waren nur eine zahlenmäßig kaum ins Gewicht fallende Minderheit in ihrem Vielvölkerimperium. Die sogenannte Daiva-Inschrift aus dem frühen 5. Jh. v. Chr. zeigt, wie sehr sich die Perser selbst der Vielfalt, die in ihrem Reich herrschte, bewusst waren: »Es kündigt Xerxes der König. Nach dem Willen Ahuramazdas sind dies die Länder, deren König ich war.« Es folgt eine Aufzählung von mehr als dreißig Ländern und Ethnien, darunter Medien, Elam, Parthien, Baktrien, Sogdien, Babylonien, Assyrien, Ionien (Griechenland), Arabien, Ägypten und Libyen.<sup>13</sup> Das Persische war nicht einmal Verwaltungs- und Verkehrssprache des Imperiums; diese Funktion hatte das westsemitische, eng mit dem Hebräischen verwandte Aramäisch.

Das Neben-, Mit- und Gegeneinander unterschiedlicher

Kulturen war also nicht erst mit der Machtübernahme der Makedonen zwischen Mittelmeer und Iran Realität; es war in dem ethnisch wie sprachlich wie religiös zerfurchten Land immer schon elementarer Teil der Lebenswirklichkeit gewesen. Die Ankunft der griechisch-makedonischen Siedler steigerte allerdings noch die Gegensätze. Vor allem war die Polis als sich selbst organisierende Gemeinde freier und dem Recht nach gleicher Bürger ein Fremdkörper in einem von gänzlich anderen politischen Traditionen geprägten Umfeld. Städte wie Antiocheia, Laodikeia, Apameia am Orontes und Seleukeia Pieria<sup>14</sup> waren mit ihren Institutionen, ihrer Architektur und den Rhythmen des gesellschaftlichen Lebens von den Poleis im hellenischen Mutterland nicht zu unterscheiden; sie hatten aber kaum etwas gemein mit den Städten, die bis zur Perserzeit den Vorderen Orient geprägt hatten. Das uralte Babylon, seit Jahrhunderten Herrschersitz, funktionierte als Stadt völlig anders als das in der Nachbarschaft gegründete Seleukeia am Tigris, wo die Seleukiden inmitten von Polisbürgern ihre Residenz bezogen. »Eine Stadtgemeinde im vollen Sinn des Wortes hat als Massenerscheinung [...] nur der Okzident gekannt«, formuliert recht kategorisch Max Weber in seiner Fragment gebliebenen Studie *Die Stadt*. Und er schränkt vage ein: »Daneben ein Teil des vorderasiatischen Orients (Syrien und Phönizien, vielleicht Mesopotamien) und dieser nur zeitweise und sonst in Ansätzen.«<sup>15</sup> Die entscheidende Innovation, die mit der Ankunft der Siedler aus dem Westen in den Orient kam, war das Bürgerrecht: Plötzlich gab es allenthalben Bürger, wo zuvor nur Untertanen gewesen waren – und sie bildeten ein ökonomisch potentes, sozial angesehenes und politisch einflussreiches Segment der Bevölkerung. Das

machte sie für viele der Einheimischen zu beneideten, aber eben auch zu Vorbildern, die sich zur Nachahmung gleichsam wie von selbst empfahlen. Griechischer Lebensstil und das Sich-Zurechtfinden in griechischen Denkweisen avancierte in den besseren Kreisen der lokalen Bevölkerung zum Statussymbol. Griechischsein war keine ethnische, schon gar keine rassische Kategorie. Griechischsein war eine Frage des Habitus. Man konnte, indem man Griechisch sprach, sich als Grieche kleidete, wie ein Grieche zu denken lernte und griechische Gewohnheiten annahm, zum Griechen werden. Die Eintrittskarte zum Griechischsein war *paideia*, Bildung – die Formung des Menschen, von Kindesbeinen an, am wiederum sehr griechischen Ideal der *arete*. *Arete* meint, im weitesten Sinn, die »Tüchtigkeit« für die dem Menschen gestellten Aufgaben.<sup>16</sup>

### Bildung für alle?

Noch etwas brachten die Neuankömmlinge aus dem Westen mit: ihr Gedächtnis. Davon kündeten schon die Namen der Städte. Wenn sie nicht gerade, was seit Alexander guter Brauch war, nach Angehörigen der Herrscherdynastie benannt waren, dann hielten sie die Erinnerung an Orte in der griechischen oder makedonischen Heimat wach: Pella, Europolis, Edessa, Larissa, Amphipolis. Früher oder später erzählte man sich Geschichten, die um die Gründung der eigenen Stadt kreisten und sie zur mentalen Geographie der weiteren griechischen Welt in Beziehung setzten. Diese Geschichten fanden Eingang ins große Erinnerungsrepositorium, das die Griechen mit dem Wort Mythos bezeichneten und das ihnen jederzeit

die Standortbestimmung des Ego gegenüber dem Alter erlaubte. Für die Stadt Dura-Europos am mittleren Euphrat etwa wurde Seleukos I., der König, dem die Stadt ihre Existenz verdankte, zum *heros ktistes*, zum Gründerheros, der mit den Göttern quasi auf Du und Du stand. Keinen Platz im Mythos hatten selbstverständlich die einheimischen Bewohner Syriens und Mesopotamiens: die Barbaren, Anderen, Fremden, die doch schon lange vor den Griechen da waren. Doch auch auf dem Gebiet des Mythos war *paideia* der Schlüssel zum Dazugehören: Wer sie erworben hatte, konnte, ob er nun aus Ägypten, Mesopotamien oder dem Iran stammte, Erzählungen beisteuern und so den Mythos um weitere Perspektiven bereichern – und das selbstverständlich auf Griechisch.

Die materielle und mentale Inbesitznahme Vorderasiens durch die Griechen ist mit dem Stichwort »Hellenisierung« nur unvollkommen beschrieben. An der Oberfläche erhielt Vorderasien tatsächlich nahezu flächendeckend ein hellenisches Gepräge: mit griechischen Institutionen, griechischen Ortsnamen, griechischer Sprache und einer den griechischen Lebensstil pflegenden Oberschicht. Davon kündeten nicht zuletzt die materiellen Überreste aus dieser Zeit: Inschriften, die auf Griechisch verfasst sind, vor allem aber Verhaltensmuster und Denkweisen, zumindest in der Oberschicht, offenbaren, wie wir sie aus Griechenland kennen. Architektur und Bestattungssitten zeugen ebenfalls von der normierenden Kraft der griechischen Tradition. Sogar die Keramik änderte binnen Kurzem radikal ihr Aussehen. Mutters gutes Service orientierte sich jetzt auch in Babylonien an griechischen Vorbildern, wie Untersuchungen im südmesopotamischen Uruk gezeigt haben.<sup>17</sup> Damit wandelten sich nicht zuletzt Kon-

sumpraktiken, Essgewohnheiten und selbst noch Zubereitungstechniken in der Küche.

So gesehen, markiert die Schlacht von Issos tatsächlich eine tiefe Zäsur in der Geschichte Vorderasiens. Die durch sie eingeläutete makedonische Herrschaft veränderte nicht nur die politische Landkarte der Großregion, sondern auch das Alltagsleben unzähliger Menschen vom Mittelmeer bis zum iranischen Hochland. Sie dehnte die Oikumene bis tief nach Indien aus. Allerdings war der Prozess der Aneignung, zu dem Issos die Overtüre bildete, komplizierter, als man bei oberflächlicher Betrachtung meinen könnte: nicht linear, sondern vielfach gebrochen, keine Einbahnstraße, sondern ein Sich-Kreuzen von Adaption und Adoption, nicht nur von oben nach unten, sondern auch in die Gegenrichtung. Die Einwanderer aus dem Westen setzten politisch und ökonomisch den Rahmen für den Wandel, aber sie nötigten den Einheimischen ihre Kultur nicht auf. Im Gegenteil: Das Griechischsein war zumindest für die Bessergestellten so attraktiv, dass sie von selbst nach *paideia* strebten – oder dem, was sie dafür hielten. Der Vorzug des Neuen, seiner Ästhetik und seiner Inhalte, bestand auch darin, dass es offen für Interpretation und selektive Übernahme war. Immer wieder bewiesen die Neubürger der Oikumene bemerkenswerte Kreativität bei der Aneignung der fremden Traditionen. In gewissem Sinn glichen die Einheimischen Kunden, die in einem Gemischtwarenladen einkaufen und deren Einkaufszettel sich nach eigenen Wünschen und Bedürfnissen richtet. Griechen und Makedonen eigneten sich Land und Ressourcen des untergegangenen Perserreichs an, aber sie verloren bis zu einem gewissen Grad die Deutungshoheit über das, was eigentlich das Griechischsein ausmachte.

»Die hellenistische Kultur blieb in Sprache, Sitten und vor allem in ihrem Selbstverständnis griechisch«, formulierte vor über 40 Jahren der Althistoriker Arnaldo Momigliano.<sup>18</sup> Er hat recht, doch wandelte sich mit der Zeit die Vorstellung davon, was »griechisch« war. »Griechenland«, das war nicht länger die relativ karge, von Wasser umrahmte Südspitze der Balkanhalbinsel. »Griechenland« war die geistige Heimat von unzähligen Menschen, die eine Oikumene bewohnten, die bald vom Atlantik bis zum Indus reichte, und von denen viele das eigentliche Griechenland nie zu Gesicht bekamen. Nur unter dieser Prämisse behauptet die Vokabel »Hellenisierung« als analytische Kategorie ihren Wert.

Der Stern des Seleukidenreichs begann schon bald nach seiner Gründung zu sinken. Es bestand aus zu heterogenen Teilen, die sich auch bei äußerster Kraftanstrengung nicht zusammenhalten ließen. Viele Dynasten weit im Osten zogen es vor, eigene Wege zu gehen, sobald sich die Möglichkeit dazu bot. Und das war, wenigstens in Indien, Zentralasien und im iranischen Hochland, aber auch in Kleinasien, kurz nach dem Tod Seleukos' I. (281 v. Chr.) der Fall. Ein Versuch des Königs Antiochos III. (223–187 v. Chr.) in einem großen, dem Vorbild Alexanders verpflichteten Feldzug die seleukidische Herrschaft über Parthien, Baktrien und Indien zu restaurieren, nötigte der griechischen Welt große Bewunderung ab, war politisch aber ein grandioser Fehlschlag. Im 2. Jahrhundert v. Chr. wurde das auch von inneren Wirren geplagte Reich zwischen zwei neuen Imperien zerrieben: dem Partherreich im Osten und Rom im Westen. Schließlich sank der seleukidische Rumpfstaat in Syrien zur Klientelmonarchie des Armenierkönigs Tigranes II. (ca. 95–55 v. Chr.) herab,

bevor der römische Feldherr Pompeius seine Reste als Provinz Syria dem römischen Imperium einverleibte (63 v. Chr.).